

HANNS-JOSEF ORTHEIL
Das Element des Elephanten

HANNS-JOSEF ORTHEIL
Das Element des Elephanten

Wie mein Schreiben begann

Sammlung Luchterhand



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

2. Auflage

© 1994 R. Piper GmbH & Co. KG, München

© 2001 für diese Ausgabe

Luchterhand Literaturverlag München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN-10: 3-630-62009-4

ISBN-13: 978-3-630-62009-1

Belieb es euch, zur Seite wegzuweichen,
Denn was jetzt kommt, ist nicht von euresgleichen.
Ihr seht, wie sich ein Berg herangedrängt,
Mit bunten Teppichen die Weichen stolz behängt,
Ein Haupt mit langen Zähnen, Schlangenrüssel,
Geheimnisvoll, doch zeig ich euch den Schlüssel

Goethe, Faust II

Ich wurde am 5. November 1951 in Köln geboren. Das Haus, in dem meine Eltern damals wohnten und das wir kaum zwei Jahre später durch einen Umzug nach Wuppertal verließen, habe ich erst vor kurzem mit wachem Blick gesehen. Es liegt an einem großen, ovalen, von schönen Mietshäusern eingekreisten Platz im Norden Kölns, dem Stadtteil Nippes. Man hat es nicht weit zum Rhein, die Gegend ist voller traditionsreicher Kneipen...

Dat es he en schöne Jäjend, jäjenuvver dem Rhing, un et Kind es e leev Kind, e lecker Stümpche, wat nie am Knaatsche es, ne Klötsch vunnem Kind, ne Freßklötsch, ne richtije Klotzkopp, wat dä widder kallt...

Köln war nicht die Heimatstadt meiner Eltern, aber es war die Stadt, in der sie sich zeitlebens am wohlsten fühlten. Mein Vater hatte nach dem Krieg, den er als Soldat miterlebt hatte, in Köln eine Anstellung bei der Bundesbahndirektion gefunden, von Beruf war er Geodät oder (altmodisch) »Landvermesser«. In den Diensten der Bahn vermaß er Strecken, berechnete Tunneldurchbrüche, entwarf Brücken, er hatte eine Leidenschaft fürs Detail, fürs Exakte, für die saubere Zeichnung, für Millimeterpapier, Zirkelkästen und gut gespitzte Bleistifte. Wenn ich ihn zeichnen müßte, sähe man ihn auf einem drehbaren, arm- und lehnlosen

Schemel, vor einer großen weißen Tischplatte, die von einer tief hängenden Lampe angestrahlt wird. Vater beugt den Oberkörper über die Platte, die Zunge wischt nervös über die ausgeformte, dicke Unterlippe, der Zirkel kreist auf dem hauchdünnen Papier, das sich an beiden Seiten aufrollt. Es ist still, niemand stört ihn, es ist die Stunde der Geometrie.

Meine Eltern kamen aus dem Siegerland, aus einem kleinen Ort an der Sieg, kaum fünfzig Kilometer östlich von Köln. Siegerland, sage ich, aber ich müßte eigentlich sagen: nördlicher Westerwald, denn meine Eltern, besonders aber mein Vater, der mit seinen zehn Geschwistern auf einem großen Hof aufgewachsen war, verstanden sich als Westerrwälder. Westerrwälder – das sind die schwarz gekleideten, in sich gekehrten und landtreuen Menschen auf den Fotografien August Sanders, Bauern auf dem Sonntagsspaziergang zur Kirche, Frauen mit dunklen Kopftüchern, gezeichnet von vielen Geburten, Kinder, ängstlich und maulfaul, in einer dichten Traube um die auf zwei Stühlen thronenden Eltern versammelt. So existieren sie in meinen inneren Bildern als Gestalten der Vorzeit, als Gestalten der archaischen Gesten, des Heumachens, Brotbackens und Fischens, Gestalten der Jahreszeiten, fromm, katholisch, die Männer oft mit breiter Stirn, störrisch, unbeirrbar, eine Sippe, die daheim blieb, jahr-

hundertelang, und nie aufgestört wurde von Eindringlingen oder Fremden...

Ech sän dehem, mir gohn ön det Feld, mir sän zäh wie ön Witt, ojojjo, dat es en Räkel, die es e Quissel un die annere, die es e Zammel, ojojjo, mir bürschte de Kleirer, mir han Durscht, nä, wat is dat dann, wat sull dat heesen, wüßt ech nur, wat dat wär, nä, nä, ojojjo...

Die Eltern meiner Mutter waren Kaufleute und hatten, wie es hieß, »ein großes Geschäft«, anfangs Spedition, dann Baustoffe, Kohlen, Öl, und vor allem alles, was die Bauern brauchten, die mit schweinebeladenen Traktoren vorfuhren, um *de Säucher* zu wiegen. Die Eltern meines Vaters waren Bauern, der Hof lag an der Nister, einem Seitenflüßchen der Sieg, zum Hof gehörte eine Gastwirtschaft, die gibt es heute noch, und drinnen, hinter der Theke, da steht mein Vetter, der Johannes heißt wie ich, und verschränkt die Arme vor der Brust: *na, wie geht et?*

Zwischen dem Hof meines Vaters und dem Elternhaus meiner Mutter, das im alten Teil des Ortes, nahe der Kirche, steht, sind meine Eltern, seit sie sich kennengelernt hatten, hin und her geeilt, meist zu Fuß oder auf Fahrrädern. Meine Mutter hat in der Gastwirtschaft ausgeholfen, und mein Vater saß sonntags am Mittagstisch seiner Schwiegereltern, dunkel gekleidet, der einzige Studierte weit und

breit, seiner Passion nach aber ein Jäger, ein Forstmensch, witterungsabhängig, naturbesessen, einer, der die Natur geordnet sehen wollte, Bilder von der Natur, Tier- und Pflanzenbilder.

Sooft es ging, fuhren wir von Köln und später von Wuppertal aus in den Westerwald, natürlich immer mit der Bahn, die berüchtigte, gewundene Siegstrecke, von Köln aus auf Siegen zu, wo Rubens zur Welt gekommen ist und wo in der hoch gelegenen Burg noch einige seiner Bilder hängen, so weit weg und fern, so fremd all dieser Umgebung ringsum, daß man sofort weiß, er hat nie in Siegen gelebt.

Da, wo meine Eltern ihre Jugend verbracht haben, haben sie sich in den fünfziger Jahren ein Haus gebaut, gleich weit entfernt von beiden Elternhäusern. Lange Zeit war das Haus vermietet, solange wir, wie es hieß, *unterwegs* waren, *unterwegs*, *in der Fremde*, *in der Welt*, *draußen*, *weitweg*. Die Fremde, das war Berlin, war Polen, war Wuppertal, später Mainz.

Doch Anfang der siebziger Jahre haben meine Eltern sich wieder dort niedergelassen, von wo sie 1939, im Jahr des Kriegsbeginns, *in die Welt* aufgebrochen waren. Sie bezogen ihr Haus, sie waren wieder angekommen im warmen Kreis der Verwandten und Freunde, und an den Sonntagen ging mein Vater zu seiner elterlichen Gastwirtschaft, mit

dem Spazierstock auf dem Asphalt den Weg taktierend, und wurde von seinem jüngeren Bruder, der damals den Hof betrieb, lakonisch begrüßt: *Na, wie geht et?: Gut, soweit alles in Ordnung.* Worauf sie sich hinsetzten, ein Bier tranken und schwiegen.

Manchmal denke ich, das Schweigen ist mir eingeboren, dann bin ich ein Westerwälder. Man sitzt zusammen und schweigt, man schaut starr irgendwohin, aus dem Fenster, vor sich hin auf einen Fleck, es ist das charakteristische Grübeln der Bauern, eine Art Meditieren, ein Geltenlassen der Stille. Ich habe eine große Nähe zur Stille, deshalb gefällt mir auch so manche Musik, Musik, die aus der Stille kommt und in sie mündet, Musik von Schubert, von Webern, von Cage. Auch das Schreiben kommt aus der Stille, und an seinem Anfang ist das ungeordnete Murmeln, das sich allmählich, wie ein lauter werdendes Rauschen, von der Stille abhebt. Das innere, chaotische Murmeln ist ein Wachwerden von Stimmen, aus einer weiten Ferne nähern sie sich, und wenn nicht Gott, sondern ich selbst den Anfang der Genesis diktiert hätte, so hätte er von der Stille und dem Murmeln gehandelt:

Im Anfang der Stille schuf Gott den Laut. Und der Laut wurde zum Murmeln, und das Murmeln trennte das Schweigen vom Ton. Der Ton aber klang weit, weit klang er durchs All, und im All entstanden benachbarte

Töne, der Schall, und größer und größer wurde das Murmeln...

Literatur, in der etwas von dieser Genesis versteckt ist, habe ich immer besonders gerne gelesen. *Betrachtungen aus der Stille, Tsurezuregusa*, etwa heißen die Aufzeichnungen des Yoshida Kenkô, der Anfang des vierzehnten Jahrhunderts Offizier der kaiserlichen Palastwache in Japan war und dem man nachsagt, daß er nach einer unglücklichen Liebe Mönch geworden sei. Das *Tsurezuregusa* beginnt so:

Wenn ich allein und in Muße bin, sitze ich den ganzen Tag vor meinem Tuschkasten und schreibe alles, was mir durch den Kopf geht, ohne Zusammenhang und ohne eine bestimmte Absicht auf. Dabei ist mir immer recht wunderlich zumute.*

So wunderbar ist es auch den Grüblern und Schweigenden des Westerwaldes. Das Grübeln und Schweigen ist ihnen nicht ganz geheuer. Sie wissen ja, eigentlich sollten sie reden, aber in ihrem Innern hat sich etwas von asiatischer Bescheidenheit und Zurückhaltung, etwas von den Regeln und Lehren des *Tao-tê-ching* breitgemacht, in dem es heißt:

Der Erkennende redet nicht. Der Redende erkennt nicht.

* Yoshida Kenkô: *Betrachtungen aus der Stille*. Aus dem Japanischen übertragen, erläutert und mit einem Nachwort versehen von Oscar Benl. Frankfurt a. M. und Leipzig 1991

Auch das berühmte *Anna Livia*-Kapitel von James Joyces *Finnegans Wake* entsteht aus dem Murmeln. Die Wäscherinnen stehen am Fluß und gehen ihrer Arbeit nach. Sie waschen schmutzige Wäsche, und daraus, aus den Geschichten, die die Wäschestücke erzählen, wächst die Geschichte:

*O erzähl mir alles von Anna Livia! Ich will alles hören von Anna Livia. Ach, du kennst Anna Livia? Ja doch, klar, wir alle kennen Anna Livia. Erzähl mir alles. Erzähl's mir jetzt. Dich trifft der Schlag, wenn du's hörst. Also, du weißt doch, wie der alte Sack futtsch ging und tat, was du weißt. Ja, ich weiß, mach weiter. Wasch nur flott und laß das Gedabble. Stock auf die Ärmel und lockre die Stimmstrippen. Und bocks mich nicht – aua! – wenn du dich bückst. Also was denn auch ilmer sie ausdrifteln wollten, daß er's bezwockt hätte im Faunix-Park, – er ist ein greißlicher alter Wüstling. Guck dir den Fleck da an! Guck nur den Dreck daran! Hat schon das ganze Wasser bei mir versaut. Und dabei weich ich's und bleich ich's seit uiber der Wik. Möchte wohl wischen, wie oft ich's gewassen hab schon! Ahrswendig kenn ich die Stelln, die er gerne besabbt, der dreckeckige Debbel!**

Und so sehe ich mich schweigend in einem Nahverkehrs zug der Bahn sitzen, der die gewundene

* James Joyce: *Anna Livia Plurabelle*, parryotphosed myth brockendoorsch by Hans Wollschläger. In: James Joyce, *Anna Livia Plurabelle*, Frankfurt a. M. 1982, S. 101

Siegstrecke entlang fährt, von Wissen über Au und Troisdorf nach Siegburg und Köln, langsam fährt der Nahverkehrszug auf den Dom zu, am Dom macht er halt, und wir müssen umsteigen nach Wuppertal, noch einmal eine halbe Stunde Fahrt, und ich höre, wie aus der Stille das allmähliche Murmeln entsteht, je näher wir Köln sind, je lauter wird das Murmeln, die Sprache wird weicher, klangvoller, und in Köln, da ebbt sie überhaupt nicht mehr ab:

Wat... wat... wat es loss?... Nix..., nix..., ich han nix gesaat... Wat... wor dat für en Werrer!... Wat dat doch wor...! Wie hätt et geränt!... Wie hät et geschütt... ojoijo!... Häst de gehört?... Döst mich verston?... Nä..., ich sin ganz woanners..., nä, ich sin jez nit su.... Awer wo bist de dann rüm?... Ich gucken nur su, ich gucken nur su... wat... wat guckst de dann do... gucken nur su... in de Jäjend... es dat e schön Jäjend..., nä, es dat schön, kummens, laß uns doch jon, laß uns jon, laß uns in der Dom jon, jon, in der Dom...

So gerät das Murmeln in Fluß, und die Stille wird allmählich verdrängt. Es entsteht eine neue Musik, Köln ist eine phantastische Erfindung von Jacques Offenbach und Mauricio Kagel, jedenfalls habe ich es so kennengelernt, und wenn schon gesprochen werden müßte, dann für meine Ohren am liebsten in Köln, wo die deutsche Sprache etwas hat vom weichen, schmeichlerischen Französisch, wo sie ein

Singsang ist, eine Mischung aus hohem Kanarienvogel-Tirilieren und recht deftigem Krachen und Spucken, eine komödiantische Mixtur aus germanischen Urlauten, *kölsch*, und lateinisch-französischem Gezeter.

In dieser Spannung, diesem Weg zwischen der westerwäldischen Sprache der Stille und dem rheinischen Stille-Betäubungssprechen, bin ich groß geworden. Von Anfang an habe ich die Sprache als Körper, als Leib, als sinnliches Medium, erlebt. Und von Anfang an war ich hin und her gerissen zwischen den beiden Extremen. Lange konnte ich gar nicht sprechen, kaum einen Laut, dann entstand, sehr verspätet, ein litaneihafes, staccatoartiges Gestotter, bis sich endlich das Reden Bahn brach, sturzbachartig, chaotisch, nicht mehr zu bändigen.

Ich wurde zum zweiten Mal geboren in der Sprache, die Sprache hat mich wiedergeboren, und als sie mich ausgespuckt hatte als Sprechenden, war das Schreiben da, das alles besiegelnde und dadurch triumphierende Schreiben, mit dem ich jede Silbe, jedes Wort, jeden Satz festhalten konnte für immer, auf daß ich die Sprache nie mehr verlöre.

In meinen dunkelsten Phantasien aber bin ich stumm. Ich sitze, zu einem Kleinkind geschrumpft, auf dem Teppich des elterlichen Wohnzimmers, unter dem schützenden Tisch, die Tür zum Neben-

raum ist geschlossen, und ich halte mir mit den Händen die Ohren zu, um – mit geschlossenen Augen – ganz unterzugehen in der Stille. Ich habe die Sprache abgelegt wie eine lästige Rüstung, ich bin wieder da angekommen, von wo ich aufbrach vor einigen Jahrzehnten, angekommen bei dem kleinen, in sich versunkenen Kind, um dessen Spracherwerb man fürchtete, monate- und jahrelang, weil es stumm blieb, ein nach innen, auf sich selbst gerichteter Spiegel der Stille, der alle Laute ringsum zu verschlucken und einzupferchen schien in die unheimlich erscheinenden verlangsamten Bewegungen seines winzigen Körpers.

Ja, in meinen dunkelsten Phantasien bin ich wieder stumm, ich habe alles verlernt, was zu den künstlichen Riten der Weltauslegung gehört, ich habe mich wieder eingehüllt in den dichten, kompakten und unveränderlichen Raum meines autistischen Schweigens, es ist ein Schweigen, aus dem, ich weiß es, niemals mehr ein Weg führen wird nach draußen, in die gefürchteten Kältezonen, in die Gemein- und Gesellschaften.

Ich war das fünfte Kind meiner Eltern. Meine Mutter hat außer mir noch vier Söhne geboren, doch als ich 1951 zur Welt kam, war keiner der vier noch am Leben. Drei waren Stunden, Tage oder Wochen nach der Geburt gestorben, der erste in Berlin während eines Bombenangriffs, die anderen

beiden nach dem Krieg, in Köln, als meine Mutter schon nicht mehr daran glaubte, daß eines ihrer Kinder am Leben bliebe.

Denn die Lebenslinien unserer Familie, die meiner Eltern und meine eigene, sie haben einen fernen Fluchtpunkt, den 6. April 1945, den Tag, als mein zweiter Bruder, fast dreijährig, ums Leben kam. Meine Mutter war damals, in den letzten Kriegstagen, mit ihren nächsten Verwandten auf ein Gut in der Nähe ihres Heimatortes geflüchtet. Am 6. April besetzten die Amerikaner das Gut, das Ereignis ist die Schlüsselszene in meinem Roman, der nach dem Namen des Hofguts *Hecke* betitelt ist:

Am Nachmittag des 6. April, gegen 15 Uhr, sah der Hecker Bauer die Khakiuniformen der Amerikaner oberhalb der Stallungen. Sie bewegten sich langsam durch das Grün; dann erkannte er den Spähwagen, der wie ein Spielzeug aus dem Wald kollerte und langsam auf die Scheunen zurollte.

Man hatte sich in der Küche versammelt, als er die Nachricht den anderen mitteilte, die sprachlos herumsaßen und warteten, als der Junge plötzlich zu weinen begann. Zum ersten Mal redete meine Mutter ihn in der allen verständlichen Sprache an, als er heftiger weinte. Da hob sie ihn mit einer kaum glaublichen Kraftgebärde auf den Arm, lief mit der größten Schnelligkeit ins Schlafzimmer, um dort ein Bettuch von der Matratze zu reißen. Man wollte sie noch zurückhalten, doch sie lief – das

weinende Kind auf dem Arm – die Stiegen hinauf zum Dach, wo sie das Tuch, nur flüchtig um eine Holzstange gewickelt, wie eine Flagge befestigte.

Erschöpft und als habe sie die letzte notwendige Tat vollbracht, die endlich den ersehnten Frieden bringe, begann sie in der Küche zu singen. Sie wirkte so ruhig, daß das Kind aufgehört hatte zu weinen und sie anbettelte. Seit sie die Flagge gehißt hatte, war nichts geschehen, doch man hörte die Panzer näherrollen, die den voraneilenden Soldaten zu folgen schienen, deren Stimmen nun ganz in der Nähe wie rasch in Bewegung geratendes Geplänkel zu hören waren. Sie nahm am Küchentisch Platz und setzte den Jungen auf den Schoß, um ihm ein Honigbrot zu schmieren, als die Soldaten in die Küche eindrangen. Die dort Versammelten erhielten den Befehl, sich vor das Haus zu begeben. Sie wurden mit hastigen Bewegungen nach draußen getrieben, Schreie und Rufe feuerten sie an, eine kleinere Gruppe von Soldaten durchstöberte die Scheunen, eine andere machte sich im Haus breit. Man drängte die Bewohner an die Wand und ließ sie dort mit erhobenen Armen stehen; ihnen gegenüber wurde ein Maschinengewehr aufgepflanzt. Aus einer Scheune wurden zwei deutsche Soldaten gezerrt, die desertiert waren und sich dort versteckt hatten. Sie wurden hinter das Haus getrieben und dort verprügelt. Ihre Schreie schreckten den Jungen auf, der neben der Mutter stand; sie redete auf ihn ein, aber er begann zu weinen. Als sich der ganze feindliche Trupp vor dem Haus versammelt hatte, er-

hielten die Frauen die Erlaubnis, das Kind hineinzubringen. Meine Mutter nahm den Jungen auf den Arm, die Schwester begleitete sie, die andern folgten. Drei Amerikaner gingen mit ins Haus, um dort Wasser zu trinken. Die Frauen mußten eine Probe nehmen, die Pumpe wurde bedient. Dann setzte sich meine Mutter an den Tisch, das Honigbrot, das sie zuvor dem Jungen geschmiert hatte, lag noch auf dem Teller. Sie drückte es ihm in die Hände, er nahm es und wollte zubeißen, als die Granaten in den Raum einschlugen.

Während die anderen sich hinwarfen, blieb sie noch immer sitzen. Ein Artilleriegeschloß war ins Schlafzimmer eingeschlagen, die Wand zur Küche war durchbrochen, Schränke und Möbel zerstört, im Stall hatte sich das Vieh losgerissen.

Meine Mutter fuhr sich über die Stirn, ein Splitter hatte sie dort gestreift, sie blutete ein wenig, war jedoch sonst unverletzt, während ein anderer, kräftigerer Splitter dem Kind in den Hinterkopf geschlagen war.

Sie richtete den toten Körper auf und begriff nicht, was geschehen war, als der Junge immer von neuem zurückfiel, einknickte und ihr schließlich aus dem Schoß zu fallen drohte. Die Maschinengewehrsalven der Amerikaner schlugen weiter unten im Wald ein, wo die versteckt feuernde deutsche Artillerie in Stellung gegangen war.

Als der Gefechtslärm aber gleichsam vor den Toren und über den Dächern des Gehöftes aufbrauste und es schon

klang, als gebe es keine Ruhe, bis auch dieses Versteck mit allen Mauern im Boden versunken sei, sollen die einander feindlichen Truppen plötzlich einen hohen, wie aus der Ewigkeit des Gerichts herrührenden Schrei gehört haben, einen Laut, wie man ihn sich nicht habe vorstellen können, ein Trompeten über alle menschlichen Kräfte hinaus, das den Gefechtslärm mit einem Schlag, ohne daß dies vorher zu erwarten gewesen wäre, zum Verstummen brachte.

Sie soll die Hofthür geöffnet haben, sie soll mit dem Kind auf dem Arm hinausgekommen sein, gerade in die Schußlinie der feindlichen Lager. Niemand, sagt man, habe sich hinterhergewagt, alle hätten den Atem angehalten, und die Stille sei nun endgültig die eines Endes gewesen, das man sich nicht fürchterlicher habe denken können.

Wahrhaftig sei es auch nicht mehr zu Auseinandersetzungen gekommen, die deutsche Artillerie habe ihre Stellung wohl aufgegeben, und ein Großteil der amerikanischen Soldaten habe sie ins Tal verfolgt. Die anderen hätten sich auf dem Hof breitgemacht, seien aber dort nicht zur Ruhe gekommen, ebensowenig wie die Bewohner, da meine Mutter mit dem Gestorbenen auf den Knien unter einem Kirschbaum gehockt habe, von nun an stundenlang, ohne noch einen einzigen Laut von sich zu geben, ja die ganze Nacht hindurch, ohne Bewegung, ja auch den ganzen folgenden Vormittag, bis man der wie Versteinerten das Kind habe aus den Händen reißen müssen, um es vorläufig in der Nähe zu begraben. In

*dem Augenblick jedoch, in dem sie den Körper des Jungen nicht mehr habe spüren können, sei sie, wie einige sagen, zur Seite gefallen und habe dort, wo sie so lange gesessen, noch Stunden gelegen.**

Meine Mutter überlebte, verstört und geschädigt, denn der in den Kopf eingedrungene Splitter hatte das Sprachzentrum verletzt. Seit dem Tod meines zweiten Bruders war meine Mutter lange Zeit stumm, ein lebendes, in sich erstarrtes, zu Tode erschrockenes Bündel, das aufhörte, weiter an das Leben zu glauben. Die beiden Söhne, die sie noch zur Welt brachte, starben, wie sichtbare Zeugen des weiter nachwirkenden Krieges, in der Nachkriegszeit, und auch als ich zur Welt kommen sollte – meine Mutter war inzwischen schon fast vierzig Jahre alt –, rechnete niemand mit meinem Überleben.

Bei meiner Geburt war ich der Letzte und Erste zugleich. Ich war der Letzte einer ausgestorbenen Sippe, der Gemeinschaft meiner vier toten Brüder, von denen man mir berichtete, sie lebten im Himmel und blickten mit besonderer Genugtuung auf mein irdisches Dasein. Und ich war der Erste, der meinen aus dem Himmel angeblich auf mich mit

* Hanns-Josef Ortheil: Hecke. Frankfurt a. M. 1983, S. 289–292